

Charles Willeford, *Miami Blues*



Charles Willeford, geboren 1919 in Arkansas, mit acht Jahren Waise und mit vierzehn Eisenbahntramp, war Berufssoldat und später Boxer, Radiosprecher, Maler und Englischlehrer. Als Journalist und Literaturkritiker schrieb er für den *Miami Herald*, als Autor veröffentlichte er zahlreiche Bücher. Er starb 1988 in Miami. *Miami Blues* (1984) ist der erste Band einer in Miami angesiedelten vierteiligen Serie mit Detective Sergeant Hoke Moseley.

In diesem Buch, einer lakonischen Zustandsbeschreibung Amerikas, reist der Berufsverbrecher Frederick J. Frenger jun. von San Quentin nach Miami. Dort tötet er einen Hare Krishna und lernt dessen Schwester Susan kennen, mit der er eine platonische Ehe der besonderen Art führen will. Hoke Moseley vom Miami Police Department ist diese Beziehung und vor allem Freddy selbst nicht ganz geheuer. Es kommt zu einem Showdown zwischen dem unbekümmerten Psychopathen und dem hartnäckigen Cop.

»Niemand schreibt einen besseren Kriminalroman als Charles Willeford.«
Elmore Leonard

Charles Willeford

MIAMI BLUES

Der erste Hoke-Moseley-Fall

Deutsch von Rainer Schmidt

Mit einem Gespräch mit
Charles Willeford von John Keasler
und
einem E-Mail-Wechsel zwischen
Jon A. Jackson und Jochen Stremmel



Alexander Verlag Berlin

Erweiterte und durchgesehene Neuausgabe 2015

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Miami Blues*.

© 1984 by Charles Willeford

© für den E-Mail-Wechsel by Jon A. Jackson

© für diese Ausgabe by Alexander Verlag Berlin 2002

Alexander Wewerka, Postfach 19 18 24, 14008 Berlin

info@alexander-verlag.com

www.alexander-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten.

Bearbeitung der Übersetzung: Jochen Stremmel

Satz/Layout/Umschlaggestaltung: Antje Wewerka

Druck und Bindung: Interpress, Budapest

Printed in Hungary (March) 2015

ISBN 978-3-89581-351-1

Für Betsy

Das erste umgekehrte Interview der Welt mit einem Romanautor

Von John Keasler (1984)

Charles Willeford, der berühmte Romanautor, Pädagoge, Crapspieler, ehemalige Kavallerist, Kunstsammler, völlig unzuverlässige Pokerspieler, Umweltingenieur und Salonlöwe aus Miami, hat noch einen weiteren Roman veröffentlicht. Sein Titel lautet *Miami Blues*. Es ist ein spannender Kriminalroman mit einigen zusätzlichen Dimensionen, der jetzt in Buchhandlungen zu finden ist, ziemlich oft an markanten Stellen im Schaufenster, wo Charles Exemplare hinlegt, wenn niemand hinsieht.

Mir gefiel das Buch so sehr, daß ich Willeford um ein Interview bat, der Tatsache zum Trotz, daß ich ihn im tiefsten Innern hasse, weil er dauernd Romane veröffentlicht, während ich sie nur vor mir herschiebe.

»Soll ich nicht einfach schnell ein paar Antworten hinschreiben«, sagte Charles, »und du kannst dann die Fragen ergänzen? Wir sind beide schon seit langem in diesem verlogenen Geschäft, und auf diese Weise könnten wir, wie du sehen kannst, etwas Zeit zum Pokern herauschinden.«

Hier ist also das erste umgekehrte Interview der Welt mit einem Romanautor.

Charles Willeford: Der Mann und die Legende

Antwort: Gib nie Interviews. Falls du es tust und anschließend liest, was der Interviewer abgetippt hat, liest es sich wie Geschwafel oder klingt wie ein einseitiges Telefongespräch.

Frage: Wer ist am Geben?

A: Port-au-Prince auf Haiti ist der beste Ort zum Schreiben. Nach dem Frühstück hängst du am Swimmingpool mit Frauen rum, die aus Boston oder Toronto kommen, um braun zu werden. Nach dem Mittagessen machst du ein Schläfchen. Am Nachmittag spielst du Scrabble.

Nach dem Abendessen gehst du ins Casino. Haiti hat auch eine Menge Feiertage, die wir nicht haben, was bedeutet, daß du an den Tagen nicht arbeiten mußt, normalerweise weil im Jahr 1818 irgendeine Schlacht gegen die Franzosen geschlagen worden ist. Im Lauf der Monate, die ich auf Haiti gearbeitet habe, mußte ich nur sechs Seiten schreiben.

F: Hast du schon mal eine Schreibblockade bekommen, Charley? Ich bekomme dauernd Schreibblockaden. Ich hatte mal achtzehn Jahre lang eine Schreibblockade.

A: Ein Schriftsteller muß harte Selbstdisziplin lernen. Das geht so: Schriftsteller nehmen normalerweise nach dem Abendessen mehrere Drinks zu sich. Das bedeutet, daß man bald aufs Klo gehen muß. Bevor man aber aufs Klo geht, erzieht man sich dazu, eine Seite zu schreiben. Wenn man das tut, hat man am Ende des Jahres einen Roman von 365 Seiten über einen Mann (oder eine Frau), der (oder die) häufig aufs Klo muß.

F: Es sieht oft so aus, Mr. Willeford, und ich finde andere Rezensenten, die mit mir einer Meinung zu sein scheinen, daß es den jüngeren Schriftstellern heutzutage, während sie vielleicht in technischer Hinsicht versierter sind als mit Sicherheit ein Dreiser oder sogar ein Dos Passos, an Themen mangelt – womit ich Tiefe meine, Verständnis, das Festhalten an der Entschlossenheit, menschliche Gefühle und Reaktionen zu beleuchten –, was sie dann durch eine vielleicht zu lockere Gewandtheit wett-

zumachen versuchen. Mein Gott, du Pirat, willst du sagen, du hast auf einen geplatzten Flush erhöht?

A: Benutze niemals ein Tonbandgerät.

F: Hä?

A: Ein Schriftsteller braucht einen bequemen Stuhl. Wenn du anfängst zu schreiben, wirst du allerdings feststellen, daß du keinen bequemen Stuhl finden kannst. Deswegen haben die besten Schriftsteller – Ernest Hemingway, Erica Jong und Thomas Wolfe – alle im Stehen geschrieben.

F: Mir ist aufgefallen, daß immer mehr Leute Schnell-Lese-Kurse belegen. Veranlaßt Sie das auf irgendeiner Ebene dazu, daß Sie sich bemühen, schneller zu schreiben? Ich glaube, mich schon. Im letzten Monat bin ich zweimal mit einer Kolumne vor dem Abgabetermin fertig geworden. Könnten Sie dazu noch Stellung nehmen?

A: Ein Schriftsteller sollte heiraten. So kannst du deine Frau, wenn du nett zu ihr bist, manchmal dazu bringen, etwas für dich zu schreiben. Das funktioniert wegen einer Sache, die Soziologen »Akkulturation« nennen, nicht bei Schriftstellerinnen.

F: Verwende das Wort »Akkulturation« in einem Satz.

A: Falls du nachts eine gute Idee hast, steh nicht auf und schreib sie auf. Wenn du das tust und es dann am nächsten Morgen liest, wird es wie etwas aussehen, das du mitten in der Nacht aufgeschrieben hast.

F: Hattest du keine Angst, daß Leute den Titel deines neuen Buchs – *Miami Blues* – mit »Hill Street Blues« durcheinanderbringen und es nur am Donnerstagabend um 22 Uhr zu kaufen versuchen?

A: Schreiben Sie nie Kapitel Eins, Seite eins auf die erste Seite Ihres Manuskripts. Falls Sie das tun, werden Sie es unerträglich finden, wieviel Sie noch schreiben müssen, bevor Sie mit dem Buch fertig sind, und wahrscheinlich wieder mit dem Trinken anfangen.

F: Mr. Willeford, Sie haben inzwischen eine Reihe von Romanen geschrieben und zweifellos viel davon aufgeschnappt, was ich sozusagen als »Insider-Tricks« bezeichnen möchte. Sagen Sie mal, haben Sie irgendwelche Ratschläge für junge Schriftsteller? Nein, Moment ... zum Teufel mit den jungen Schriftstellern. Haben Sie irgendwelche Ratschläge für alte Schriftsteller?

A: Sprechen Sie niemals mit John Keasler. Falls Sie es tun, wird er bloß versuchen, es zu einer Kolumne auszuschlachten.

F: Moment mal. Hat irgend jemand abgehoben?

*

An dieser Stelle möchte ich gern den Dank der gesamten Kulturgemeinschaft dafür zum Ausdruck bringen, daß Charles Willeford sich trotz seines vollen Programms die Zeit genommen hat, uns seine aufschlußreichen und eindringlichen Gedanken zur Kunst des Romanautors mitzuteilen, denn wo wären wir alle, wenn es keine Kreativität gäbe?

Erschienen in *The Miami News*, 19. April 1984, unter dem Titel *The World's First Upside-Down Interview with a Novelist*. Deutsch von Jochen Stremmel.
John Keasler (1921–1995) war ein amerikanischer Autor und Journalist.

Haiku

Morning sun stripes cell.
Five fingers feel my hard heart.
It hurts, hurts, like hell.

– F. J. Frenger jun.

Frederick J. Frenger jun., ein unbekümmerter Psychopath aus Kalifornien, bat die Stewardess in der ersten Klasse um ein weiteres Glas Champagner und Schreibzeug. Sie holte eine gekühlte halbe Flasche, entkorkte sie und stellte sie vor ihn hin; einige Augenblicke später kam sie noch einmal zurück und brachte ihm ein paar Blätter Pan-Am-Briefpapier und einen weißen Kugelschreiber. Während der folgenden Stunde nippte Freddy an seinem Champagner und übte die Unterschriften von Claude L. Bytell, Ramon Mendez und Herman T. Gotlieb.

Die Unterschriften auf seiner Sammlung von Kreditkarten, Führerscheinen und anderen Ausweispapieren waren schwierig nachzuahmen, aber als die Stunde und der Champagner zu Ende waren und es Zeit für den Lunch wurde – Martini, kleines Steak, in der Schale gebackene Kartoffel, Salat, Schokoladenkuchen und zwei Glas Rotwein –, beschloß Freddy, daß er nah genug an den Originalen war, um damit durchzukommen.

Die beste Methode, eine Unterschrift zu fälschen, das wußte er, bestand darin, sie umzudrehen und abzumalen, statt zu versuchen, die Handschrift zu imitieren. Diese Methode war narrensicher, wenn man Zeit hatte, ungestört war und ein Dokument oder einen Scheck fälschen wollte. Aber er wußte auch, wenn er gestohlene Kreditkarten benutzte, kam es darauf an, daß er die Kreditbelege beiläufig abzeichnete, vor den Augen von Verkäufern und Geschäftsführern, die auf Unregelmäßigkeiten achteten.

Aber nah genug war meistens gut genug für Freddy. Er war kein sorgfältiger Mensch, und eine volle Stunde war für ihn eine lange Zeit, wenn er sie auf eine einzige Tätigkeit verwenden sollte, ohne daß seine Gedanken sich immer wieder mit anderen Dingen beschäftigten. Als er den Inhalt der drei Brieffaschen

musterte, fragte er sich, was ihre Besitzer wohl für Menschen sein mochten. Eine war aus Aalhaut, die zweite aus imitiertem Straußenleder, und die dritte war eine gewöhnliche Mappe aus Rindsleder, vollgestopft mit Farbfotos von sehr gewöhnlichen Kindern. Warum würde ein Mann wohl Fotos von häßlichen Kindern in seiner Brieftasche mit sich herumschleppen wollen? Und wie kam einer auf die Idee, imitiertes Straußenleder zu kaufen, wenn echtes nur zwei- oder dreihundert Dollar mehr kostete? Aalhaut – das war zu verstehen: Es war weich und strapazierfähig, und je länger man sie in der Gesäßtasche trug, desto weicher wurde sie. Er entschied sich dafür, die Brieftasche aus Aalhaut zu behalten. Er zwängte sämtliche Kreditkarten und Ausweise sowie die Fotos von den häßlichen Kindern hinein und stopfte dann die beiden leeren Brieftaschen hinter die Flugillustrierte in das Netz an der Sitzlehne vor ihm.

Behaglich satt und von Martini und Wein ein wenig benommen, streckte Freddy sich in dem breiten Liegesitz aus und umschlang das winzige Flugzeugkissen mit beiden Armen. Er schlief fest, bis die Stewardess ihn behutsam weckte und ihn bat, sich für die Landung auf dem Miami International Airport anzuschallen.

Freddy hatte kein Gepäck; er schlenderte durch den riesigen Flughafen und lauschte auf die Durchsagen, die aus zahlreichen Lautsprechern dröhnten, erst auf Spanisch und dann, halb so lang, auf Englisch. Er konnte es kaum erwarten, sich ein Taxi zu nehmen und ein Hotel zu suchen, aber er wollte auch irgendwo ein paar schicke Gepäckstücke auftreiben. Ein Kofferset wäre besser als ein einzelner Koffer, aber mit einer Reisetasche von Vuitton würde er sich auch zufriedengeben, falls er eine fände. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich eine Winston anzuzünden und eine lange Schlange amerikanischer Touristen und kleinwüchsiger Indios zu mustern, die unterwegs nach Yucatán

waren. Die Urlauber hielten sich dicht bei ihrem Gepäck, und die Indios schoben große Pappkartons vor sich her, die mit grauem Isolierband zusammengehalten wurden. Da war für ihn nichts dabei.

Ein Hare Krishna, schlecht getarnt in Jeans, Sporthemd und einer blaßblauen Sportjacke, eine schlechtsitzende braune Perücke auf dem Kopf, trat an Freddy heran und steckte eine rot-weiß gestreifte Zuckerstange an Freddys graues Wildleder-sakko. Als die Stecknadel sich in das Revers der Zweihundert-siebenundachtzig-Dollar-Jacke bohrte, mit der das Konto eines gewissen Claude L. Bytell einen Tag zuvor bei Macy's in San Francisco belastet worden war, wurde Freddy von einem jähen Wutanfall gepackt. Natürlich konnte er die Nadel wieder herausziehen, aber er wußte, daß der winzige Einstich wegen der Gedankenlosigkeit dieses Arschlochs für alle Zeiten dasein würde.

»Ich möchte dein Freund sein«, sagte der Hare Krishna, »und –«

Freddy packte den Mittelfinger des Hare Krishna und bog ihn scharf nach hinten. Der Krishna schrie auf. Freddy verstärkte den Druck, riß den Finger zurück und brach ihn. Der Krishna kreischte gurgelnd und schrill und ging in die Knie. Freddy ließ den schlaff baumelnden Finger los, und als der Krishna sich schreiend vornüberkrümmte, rutschte ihm die Perücke herunter und entblößte seinen kahlrasierten Schädel.

Zwei offenbar miteinander verwandte Männer, die das Zusammentreffen beobachtet hatten, lachten und applaudierten. Als eine Frau mittleren Alters in einem kolumbianischen Poncho hörte, wie einer der Touristen »Hare Krishna« sagte, zog sie einen Krishna-Knackfrosch aus der Handtasche und begann mit dem blechernen Krachmacher vor dem schmerzverzerrten Gesicht des Krishna herumzuknattern. Der Partner des Verletz-

ten, ähnlich gekleidet, aber mit einer schwarzen Perücke auf dem Kopf, kam vom AeroMexico-Schalter herüber, wo er die Schlange der Wartenden bearbeitet hatte, und beschimpfte die Frau mit dem Knackfrosch. Der ältere der beiden lachenden Männer trat hinter ihn, riß ihm die Perücke vom Kopf und warf sie über die Köpfe der zusammenströmenden Menge.

Freddy, der sich rasch vom Schauplatz verdrückt hatte, schlüpfte in die Herrentoilette neben der Bar in Halle D und zog die Anstecknadel mit der Zuckerstange aus seinem Revers. In einem Spiegel untersuchte er das Einstichloch und strich es glatt. Ein Fremder würde es niemals bemerken, entschied er, aber der Makel war da, auch wenn es weniger schlimm war, als er gedacht hatte. Freddy schob die Zuckerstange in die Jackentasche, pinkelte rasch, wusch sich die Hände und ging hinaus.

Eine junge Frau schlief tief und fest auf einer Reihe Flughafenstühle aus Hartplastik. Ein zweijähriger Junge saß ruhig neben ihr und hielt einen Stoffpanda im Arm. Das großäugige, leicht sabbernde Kind hatte die Füße auf einen Reisekoffer gestellt, auf dessen hellblauem Material sich das Cardin-Logo endlos wiederholte. Freddy blieb vor dem Jungen stehen, wickelte die Zuckerstange aus und bot sie dem Kind lächelnd an. Der Junge lächelte zurück, nahm die Stange schüchtern entgegen und steckte sich ein Ende in den Mund. Er fing an zu lutschen, Freddy nahm den Koffer und schlenderte davon. Er fuhr mit dem Aufzug nach unten ins Freie und winkte sich ein Taxi heran. Der kubanische Fahrer, der nur wenig Englisch sprach, lächelte und nickte, als Freddy einfach sagte: »Hotel. Miami.«

Mit der rechten Hand zündete der Fahrer sich eine Zigarette an und lenkte mit der linken in den starken Verkehr hinaus, wobei er nur knapp eine alte Dame mit ihrer Enkelin verfehlte. Dabei schnitt er einen Toyota, dessen Fahrer den Motor abwürgte, und nahm Kurs auf den Dolphin Expressway. Auf

dieser Route brachte er Freddy binnen zweiundzwanzig Minuten in die City von Miami, wo er vor dem International Hotel anhielt. Das Taxameter zeigte acht Dollar und siebenunddreißig Cent. Freddy gab dem Mann einen Zehner, reichte dem Türsteher seinen Koffer und trug sich an der Rezeption unter dem Namen Herman T. Gotlieb, San José, Kalifornien, ein. Er benutzte Gotliebs Kreditkarte, um sich eine Hundertfünfunddreißig-Dollar-Suite zu mieten, unterschrieb den Kreditbeleg im voraus und folgte dem fetten Latino-Pagen zum Aufzug. Kurz bevor der Aufzug im sechsten Stock ankam, machte der Page den Mund auf.

»Wenn Sie irgend etwas haben wollen, Mr. Gotlieb, lassen Sie es mich bitte wissen.«

»Im Augenblick fällt mir nichts ein.«

»Was ich damit meine, ist ...« Der Mann räusperte sich.

»Ich verstehe, was Sie sagen wollen, aber ich will jetzt kein Mädchen.«

Das Schlafzimmer war klein, aber das Wohnzimmer war angenehm ausgestattet: eine bequeme Couch mit blau-weißen Streifen und ein dazu passender Sessel, ein Tisch mit einer Glasplatte und eine kleine Bar mit zwei Hockern. Der Kühlschrank dahinter enthielt Wodka, Gin, Scotch und Bourbon, mehrere Reihen von Limonaden- und Sodafläschchen und eine kleine Flasche Champagner. An der Tür klebte eine Preisliste. Freddy warf einen Blick darauf und fand, daß die Preise pro Drink unverschämt waren. Er gab dem Pagen zwei Dollar.

»Danke, Sir. Und wenn Sie irgend etwas brauchen, rufen Sie beim Pagendienst an und fragen Sie nach Pablo.«

»Pablo. Gut. Wo ist der Strand, Pablo? Kann sein, daß ich nachher schwimmen gehen möchte.«

»Der Strand? Wir sind hier an der Biscayne Bay, Sir, nicht am Meer. Das Meer ist drüben in Miami Beach. Aber wir haben

einen schönen Pool auf dem Dach und eine Sauna. Und wenn Sie eine Massage wollen –«

»Nein, das ist schon okay so. Ich dachte nur, Miami liegt am Meer.«

»Nein, Sir. Das ist Miami Beach. Das sind zwei verschiedene Städte, Sir; sie sind durch Straßendämme miteinander verbunden. Da drüben würde es Ihnen sowieso nicht gefallen, Sir – nichts als Verbrechen am Beach.«

»In Miami nicht?«

»Hier nicht – jedenfalls nicht in der Brickell Avenue. Das hier ist der fetteste Teil von Fat City.«

»Ich habe unten neben der Lobby ein paar Läden gesehen. Kann ich da eine Badehose kaufen?«

»Ich besorge Ihnen eine, Sir. Welche Größe?«

»Schon gut. Ich will nachher sowieso ein bißchen einkaufen.«

Der Page ging, und Freddy zog die Vorhänge auf. Er sah das turmhohe AmeriFirst-Gebäude, einen Teil der Bucht, die Brücke über den Miami River und die Wolkenkratzer an der Flagler Street. Die Straße, in der er sich befand, die Brickell Avenue, war von verspiegelten, blinkenden Gebäuden gesäumt. Die Klimaanlage summte leise.

Er hatte mindestens eine Woche Zeit, bis man die Nummern der Kreditkarten zurückverfolgt haben würde, aber er hatte nicht vor, länger als einen Tag im International Hotel zu bleiben. Von jetzt an würde er ein bißchen mehr auf Nummer Sicher gehen – es sei denn natürlich, daß er etwas haben wollte. Wenn er etwas sofort haben wollte, war das eine völlig andere Sache. Aber diesmal wollte er sich ein wenig amüsieren, bevor sie ihn schnappten, und das eine oder andere von dem tun, was er sich während der drei Jahre in San Quentin immer gewünscht hatte.

Bis jetzt gefiel ihm der saubere weiße Anblick von Miami, aber er war doch erstaunt, daß die Stadt nicht am Meer lag.

Im VIP-Raum – der Golden Lounge, wie man ihn manchmal nach den goldenen Plastikkarten nannte, die die drei Airlines, die ihn betrieben, an ihre Erste-Klasse-Passagiere ausgaben – herrschte ein ungewöhnliches Gedränge. Der Tote, der auf dem blauen Teppichboden lag, war nicht der einzige, der sich hier aufhielt, ohne im Besitz einer Gold Card zu sein.

Sergeant Hoke Moseley vom Morddezernat des Miami Police Department füllte sich einen Styroporbecher mit seinem dritten Gratiskaffee, nahm von den Doughnuts auf dem durchsichtigen Plastiktablett einen mit Zuckerguß und legte ihn wieder zurück; dann rührte er Süßstoff und N-Rich Coffee Creamer in seinen Kaffee. Sergeant Bill Henderson, Hokes stämmiger Partner, saß auf einer königsblauen Couch und las John Keaslers Humorspalte in der *Miami News*. Zwei Sicherheitsangestellte des Flughafens, Männer mittleren Alters in stahlblauen Sportjacken, standen neben der Tür und sahen aus, als seien sie bereit, Befehle von jedem entgegenzunehmen.

Ein schwarzer PR-Beauftragter des Flughafens in einem braunseidenen Hundert-Dollar-Sporthemd und gelbleinener Golfhose machte sich mit einem goldenen Kugelschreiber Notizen in ein ledergebundenes Notizbuch. Dann steckte er das Notizbuch in seine Gesäßtasche und durchquerte den mit blauem Teppichboden ausgelegten Raum, um mit den beiden Männern zu reden, die, wie sie sagten, aus Waycross, Georgia, kamen – John und Irwin Peeples. Die beiden starrten ihm finster entgegen.

»Keine Angst«, sagte der PR-Mann. »Sobald der Staatsanwalt hier ist und ich Gelegenheit habe, mit ihm zu reden, können Sie die nächste Maschine nach Atlanta nehmen. Nach Atlanta geht alle halbe Stunde irgendein Flug.«

»Wir wollen aber nicht *irgendeinen* Flug«, erwiderte John Peeles. »Ich und Irwin fliegen mit Delta oder überhaupt nicht.«

»Kein Problem. Wenn es sein muß, schmeißen wir zwei andere raus, und innerhalb einer Stunde sitzen Sie in Ihrer Delta-Maschine.«

»Wenn ich Sie wäre«, schaltete Bill Henderson sich ein und nahm seine schwarz eingefasste Lesebrille von der Nase, »dann würde ich diesen beiden Crackers* nichts versprechen. Es kann leicht sein, daß wir es hier mindestens mit Totschlag zu tun haben. Was weiß ich – womöglich ist die ganze Geschichte ein religiöses Komplott zur Ermordung dieses Krishna, und die beiden Crackers stecken von Anfang an mit drin. Stimmt's, Hoke?«

»Weiß ich noch nicht«, sagte Hoke. »Warten wir, was der Arzt und der Staatsanwalt zu sagen haben. Im günstigsten Fall, Mr. und Mr. Peeles, haben Sie noch eine lange Sitzung vor sich. Wir werden uns in der Stadt mit Ihnen unterhalten wollen, und wir müssen Ihre Aussagen zu Protokoll nehmen. Sie sind Hauptzeugen des« – er zeigte auf den Leichnam am Boden – »Ablebens dieses Krishna hier, und deshalb kann es sein, daß der Staatsanwalt Sie für ein paar Monate in Miami in Schutzhaft nehmen möchte.«

Die beiden Brüder stöhnten. Hoke zwinkerte Bill Henderson zu und setzte sich zu ihm auf die Couch.

Der andere Hare Krishna, der Partner des Toten, fing wieder an zu weinen. Jemand hatte ihm seine Perücke zurückgegeben, und er hatte sie sich in die Jackentasche gestopft. Er war mindestens fünfundzwanzig, aber er sah sehr viel jünger aus, als er sein Schluchzen zu unterdrücken versuchte und sich mit den Fingerspitzen über die Augen wischte. Sein frisch rasierter Schä-

* *Cracker: abfällige Bezeichnung für Weiße aus den Südstaaten.*

del glitzerte von Schweiß. Noch nie hatte er einen Toten gesehen, und jetzt lag sein »Bruder«, ein Mann, mit dem er gebetet und braunen Reis gegessen hatte, so tot, wie man nur sein konnte, auf dem blauen Teppich des VIP-Raums, zugedeckt mit einer cremefarbenen AeroMexico-Decke, unter der nur die Füße in weißen Baumwollsocken und abgetretenen Hush Puppies hervorschauten.

Dr. Merle Evans, der Gerichtsmediziner, erschien zusammen mit Violet Nygren, einer blonden, ziemlich unscheinbaren jungen Assistentin aus dem Büro der Staatsanwaltschaft. Hoke nickte den beiden Sicherheitsleuten an der Tür zu, und die beiden wurden durchgelassen. Hoke und Bill Henderson schüttelten Doc Evans die Hand, und die vier begaben sich in den hinteren Teil der Lounge, wo die Brüder Peebles, der PR-Mann und der weinende Krishna sie nicht hören konnten.

»Ich bin neu im Geschäft«, sagte Violet Nygren, nachdem sie sich vorgestellt hatte. »Ich bin erst seit letztem Juni bei der Staatsanwaltschaft; davor habe ich hier an der Universität Jura studiert. Aber ich bin lernwillig, Sergeant Moseley.«

Hoke grinste. »Na schön. Das ist mein Partner, Sergeant Henderson. Wenn Sie Anwältin sind, Miss Nygren, wo ist dann Ihre Aktentasche?«

»Ich habe einen Kassettenrecorder in meiner Handtasche«, erklärte sie und hielt dabei ihren ledernen Tragebeutel in die Höhe.

»War nur ein Scherz. Ich habe großen Respekt vor Anwältinnen. Meine Exfrau hatte eine, und seit zehn Jahren geht die Hälfte meines Gehalts für Unterhaltszahlungen drauf.«

»Mit Tötungsdelikten habe ich noch nie zu tun gehabt«, sagte sie. »Bis jetzt habe ich meistens Überfälle und Raub bearbeitet. Aber, wie gesagt, ich bin hier, um zu lernen, Sergeant.«

»Vielleicht handelt es sich hier gar nicht um ein Tötungsdelikt. Deswegen wollten wir, daß Doc Evans jemanden von der

Staatsanwaltschaft mitbringt. Wir hoffen, daß es keines ist. Wir hatten dieses Jahr schon genug. Aber das müssen Sie und Doc Evans entscheiden.«

»Warum diese ungewohnte Zurückhaltung, Hoke?« fragte Doc Evans. »Was ist denn mit Ihnen los?«

»Ich sag Ihnen, was passiert ist. Der Tote unter der Decke ist ein Hare Krishna.« Hoke warf einen Blick in sein aufgeklapptes Notizbuch. »Sein Name ist Martin Waggoner, und nach Angaben des anderen Krishna da drüben leben seine Eltern in Okeechobee. Vor neun oder zehn Monaten kam er nach Miami und hat sich den Krishna-Jüngern angeschlossen. Sie wohnen beide in dem neuen Krishna-Ashram draußen an der Krome Avenue in den East Glades. Die beiden arbeiten seit sechs Monaten hier am Flughafen; es ist ihr fester Einsatzort. Die Sicherheitsleute vom Flughafen kennen sie und haben sie mehrmals verwarnt, weil sie Passagiere belästigten. Der Tote hatte mehr als zweihundert Dollar in der Brieftasche, der andere hat ungefähr hundertfünfzig. Soviel haben sie seit heute morgen um sieben hier zusammengebettelt.« Hoke warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Jetzt ist es erst Viertel vor eins, und der Krishna da drüben sagt, normalerweise nehmen sie zusammen zirka fünfhundert pro Tag ein.«

»Ziemlich viel Geld.« Violet Nygren zog die blassen Augenbrauen hoch. »Ich hätte nicht gedacht, daß soviel dabei zusammenkommt.«

»Die Sicherheitsleute sagen, daß außer dem hier noch zwei Krishna-Teams am Flughafen arbeiten. Die Kommune haben wir noch nicht informiert, und die Eltern des Toten in Okeechobee haben wir auch noch nicht angerufen.«

»Uns haben Sie auch noch nicht so schrecklich viel mitgeteilt«, sagte Doc Evans.

»Unser Problem, Doc, sind die Zeugen. Es gab an die dreißig Zeugen; sie standen in der Schlange bei AeroMexico, aber sie

sind nach Mérida abgeflogen. Die beiden Burschen da drüben haben wir uns noch schnappen können« – Hoke wies auf die beiden Brüder aus Georgia, die Mitte Vierzig zu sein schienen, »aber nur weil der häßlichere der beiden dem Opfer die Perücke geklaut hatte. Die Angestellten der Fluggesellschaft hinter dem Schalter wollen überhaupt nichts gesehen haben. Sie waren zu beschäftigt, sagen sie, und weil sie dabei waren, die Passagiere einzuchecken, vermute ich, daß es stimmt. Ich habe ihre Namen, und wir können später noch mal mit ihnen reden.«

»Schade«, sagte Henderson, »daß wir die Lady mit dem Krishna-Knackfrosch nicht finden konnten.«

»Was ist ein Krishna-Knackfrosch?« fragte Violet Nygren.

»Die verkaufen sie hier draußen in Buchläden und Drugstores. Es ist ein Stückchen Blech mit einer flachen Stahlfeder. Wenn man auf die Feder drückt, knackt es, und man benutzt das Ding, wenn die Krishnas einem auf die Nerven gehen. Der Krach vertreibt sie meistens. Es gab mal einen Krishna-Hasser hier draußen, der sie verschenkt hat, aber entweder sind ihm die Knackfrösche oder das Geld oder die Begeisterung ausgegangen – ich weiß es nicht. Jedenfalls meinen die beiden Brüder da drüben, daß diese Frau dem Geschehen am nächsten war und sie dem Krishna so lange mit ihrem Knackfrosch vor dem Gesicht herumgefuchelt hat, bis er aufhörte zu schreien.«

»Wie wurde er denn getötet?« fragte Doc Evans. »Oder soll ich ihn anschauen und es Ihnen sagen? Ich muß zurück zum Leichenschauhaus.«

»Darum geht's ja gerade«, sagte Hoke. »Er wurde eigentlich nicht getötet. Er hat einen Kerl mit einer Lederjacke angesprochen. Der Typ hat ihm den Finger umgeknickt und gebrochen und ist dann davonspaziert und verschwunden. Der Krishna ging in die Knie, fing an zu schreien, und fünf oder sechs Minuten später war er tot. Die Sicherheitsleute haben die Leiche hier

hereingebracht, der PR-Mann hat uns angerufen. So sieht's aus – der Krishna ist an einem gebrochenen Finger gestorben. Was sagen Sie dazu, Miss Nygren? Ein Tötungsdelikt oder nicht?»

»Ich hab noch nie gehört, daß jemand an einem gebrochenen Finger gestorben ist«, sagte sie.

»Er muß am Schock gestorben sein«, sagte Doc Evans. »Sicher kann ich es Ihnen sagen, wenn ich ihn angesehen habe. Wie alt ist er, Hoke?«

»Einundzwanzig – laut seinem Führerschein.«

»Ich sag's ja.« Doc Evans preßte die Lippen zusammen. »Die jungen Leute von heute können einfach nicht mehr soviel Schmerz vertragen wie wir früher. Der hier war wahrscheinlich unterernährt und miserabel in Form. Der Schmerz kam unerwartet und war einfach zuviel für ihn. Es tut höllisch weh, wenn einem der Finger umgeknickt wird.«

»Wem sagen Sie das«, sagte Violet Nygren. »Mein Bruder hat das mit mir gemacht, als ich klein war.«

»Und wenn man den Finger ganz nach hinten biegt«, sagte Doc Evans, »bis er schließlich bricht – das ist ein saumäßiger Schmerz. Also bekam er vermutlich einen Schock. Niemand hat ihm heißen Tee eingeflößt, niemand hat ihn mit einer Decke zugedeckt, und das war's dann. Es dauert nicht lange, bis man am Schock stirbt.«

»Fünf oder sechs Minuten, sagen die Brüder Peeples.«

»Das ist ziemlich rasch.« Doc Evans schüttelte den Kopf. »Tod durch Schock tritt meistens nach fünfzehn bis zwanzig Minuten ein. Aber ich will keine Vermutungen anstellen. Bevor ich mir die Leiche angesehen habe, weiß ich gar nichts – er kann ja auch eine Kugel im Leib haben.«

»Glaube ich nicht«, sagte Bill Henderson. »Ich hab nur den gebrochenen Finger gesehen, und der ist glatt durchgebrochen – hängt einfach runter.«

»Wenn es ein Unfall war«, sagte Violet Nygren, »handelt es sich vielleicht um einfache Körperverletzung. Andererseits – wenn der Mann in der Lederjacke die Absicht hatte, ihn auf diese Weise zu töten, weil er wußte, daß in der Familie dieses Krishna-Jüngers schon öfter Leute an Schock gestorben sind, dann ist es unter Umständen Mord.«

»Das ist ein bißchen weit hergeholt«, sagte Hoke. »Ich glaube, Sie werden sich mit Körperverletzung mit Todesfolge zufriedengeben müssen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte sie. »Wenn Sie auf einen Mann schießen, und er stirbt später an Komplikationen, die durch die Schußverletzung verursacht werden – auch wenn er durch den Schuß nur ganz leicht verletzt wurde –, dann ändern wir die Anklage auf Totschlag oder Mord. Ich muß den Fall untersuchen, das ist alles. Wir können sowieso nichts tun, bevor Sie den Mann mit der Lederjacke fassen.«

»Das ist alles, was wir an Hinweisen haben«, sagte Hoke. »Eine Lederjacke. Wir wissen nicht einmal, welche *Farbe* die Jacke hatte. Einer sagte, er habe gehört, sie sei braun gewesen, jemand anders meinte, er habe gehört, sie sei grau. Wenn der Mann sich nicht selbst meldet, haben wir so gut wie keine Chance, ihn zu finden. Er kann in diesem Augenblick im Flugzeug nach England oder sonstwohin sitzen.« Hoke zog eine Kool aus einer zerdrückten Packung, zündete sie an, nahm einen Zug und drückte sie in einem Standaschenbecher aus. »Die Leiche gehört Ihnen, Doc. Wir haben seine Taschen ausgeräumt.«

Violet Nygren öffnete ihre Handtasche und schaltete ihren Kassettenrecorder aus. »Eigentlich sollte ich meiner Mom von diesem Fall erzählen«, sagte sie. »Wenn mein Bruder mir den Finger umknickte, hat sie ihn nie dafür bestraft.« Sie lachte nervös. »Jetzt kann ich ihr sagen, daß er versucht hat, mich umzubringen.«

Frederick J. Frenger jun., der sich statt Freddy lieber Junior nennen ließ, war achtundzwanzig Jahre alt. Er sah älter aus, weil er ein hartes Leben gehabt hatte; die Falten in seinen Mundwinkeln erschienen zu tief für einen Mann Ende Zwanzig. Seine Augenfarbe war ein dunkles Blau, und seine buschigen blonden Augenbrauen waren fast weiß. Seine Nase war einmal gebrochen und dann schlecht gerichtet worden, aber manche Frauen fanden ihn attraktiv. Seine Haut war makellos und tiefbraun von langen Nachmittagen im Gefängnishof von San Quentin. Mit seinen einsachtundsiebzig hätte er zierlicher gebaut sein müssen, aber ein ausgedehntes Hanteltraining im Hof und eifriges Handballspielen hatten seinen Brustkasten, seine Schultern und Arme zu beinahe grotesken Proportionen aufschwellen lassen. Seine Bauchmuskeln hatte er so weit entwickelt, daß er mit in die Hüfte gestemmt Armen dastehen und sie wellenförmig rollen lassen konnte.

Freddy war wegen bewaffneten Raubüberfalls zu fünf Jahren bis lebenslänglich verurteilt worden. Die Strafe war auf vier Jahre reduziert und nach zwei Jahren zur Bewährung ausgesetzt worden. Aber nachdem Freddy die ersten zwei Jahre abgesessen hatte, hatte er die Aussetzung zur Bewährung abgelehnt: Er wollte noch zwei Jahre abreißen und dann tatsächlich frei sein. Er akzeptierte das Etikett auf dem Ordner mit seiner Akte im Büro des Gefängnisdirektors, das ihn als Gewohnheitsverbrecher kennzeichnete. Er wußte, daß er wieder ein Verbrechen begehen würde, sobald er frei war, und wenn sie ihn schnappten, solange die Bewährungsfrist galt, würde ihm allein die Verletzung der Bewährungsauflagen acht bis zehn Jahre einbringen. Erst dann begann die neue Strafe, die er für das, was immer er nach seiner Entlassung anstellen würde, abzusitzen hatte.

San Quentin ist überfüllt; daher gibt es nicht genug Jobs für alle, und man muß sich seinen Job verdienen. Freddy arbeitete gern (wenn er arbeitete), und er war tüchtig. Als er nach mehreren Monaten des Müßiggangs zum Dienst in der Küche eingeteilt worden war, hatte er sich den Betrieb dort aufmerksam angesehen. Dann hatte er ein zehseitiges Memorandum an die Anstaltsleitung geschickt und detailliert erläutert, wie das Personal reduziert und der Service verbessert werden könnte, wenn bestimmte Vollzugsbeamte und Gefängnisköche entlassen beziehungsweise ausgewechselt würden. Zu seiner Überraschung fand er sich tags darauf im Gefängnishof wieder.

Sein Bericht, der einem Studenten der Betriebswirtschaft eine Zwei plus eingebracht hätte, trug Freddy die Feindschaft mehrerer Küchenmitarbeiter ein. Diese Beamten mit ihren soliden Verbindungen zur Machthierarchie unter den Gefangenen entschieden, daß man Freddy für seine Keckheit eine Lektion erteilen müsse. Eines Nachmittags drängten zwei schwarze Gefangene Freddy in eine Ecke und nahmen ihn sich vor. Als der Hofaufseher den Fall untersuchte, sagten sie aus, Freddy habe sie ohne Grund angefallen und sie hätten lediglich versucht, sich gegen seinen psychopathischen und rassistischen Angriff zu verteidigen. Da Freddy sich in den einschlägigen Tests als Psychopath und Soziopath erwiesen hatte (so wie die beiden anderen Gefangenen), steckte man ihn wegen seines grundlosen Überfalls auf zwei unschuldige Gefängnisinsassen für sechs Tage ins Loch. Der schwarze Hofaufseher erteilte ihm überdies eine kurze Lektion in Rassismus.

Während der sechs trostlosen Tage im Loch, wo man ihm auch die Raucherlaubnis entzogen und seinen Speiseplan auf Wasser und Brot und einen Teller rote Bohnen alle drei Tage reduziert hatte, ließ Freddy sein Leben an sich vorüberziehen, und er begriff, daß der Altruismus sein Hauptfehler gewesen war.

Schon früher, als man ihn, einen jugendlichen Straftäter, nach Whittier ins Erziehungsheim gesteckt hatte, hatte er dort im Speisesaal einen Sitzstreik organisiert, um eine zweite Portion vom Sonntagsnachtisch zu erkämpfen (Reispudding mit Rosinen, den Freddy sehr gern aß). Der Streik schlug fehl, und Freddy saß seine vollen drei Jahre in Whittier ab.

In Ione, Kalifornien, hatte Freddy sich in der Jugendstrafanstalt Preston erneut hervorgetan: Er hatte mitgeholfen, den Ausbruch eines Jungen namens Enoch Sawyer zu planen. Enochs Vater hatte seinen Sohn beim Masturbieren erwischt und kastriert. Mr. Sawyer war ein tiefreligiöser Mann, und Masturbation betrachtete er als eine ruchlose Sünde gegen Gott. Mr. Sawyer wurde verhaftet, aber wegen seiner kirchlichen Verbindungen und wegen des Loblieds, das der Pfarrer in seiner Zeugnisaussage auf ihn anstimmte, wurde er zu zwei Jahren Gefängnis mit Bewährung verurteilt. Doch als der junge Enoch, damals erst fünfzehn Jahre alt, von seiner unfreiwilligen Operation genesen war, hatte er sich zum Schrecken der Nachbarschaft entwickelt. Seiner Hoden beraubt und von seinen Schulkameraden verspottet, hatte er beinahe täglich seine Männlichkeit dadurch demonstriert, daß er einen oder auch mehrere seiner Peiniger halb totschiß. Er fürchtete sich vor nichts und konnte unglaubliche Strafen auf sich nehmen, anscheinend ohne zu bemerken oder sich darum zu scheren, wie schmerzhaft sie ausfielen.

Schließlich, mit siebzehn, war Enoch als unverbesserlich und Bedrohung für den Frieden von Fresno, Kalifornien, in die Jugendstrafanstalt Preston eingeliefert worden. In Preston, in der Gesellschaft einiger höchst abgebrühter junger Strafgefangener, hatte Enoch sich wiederum genötigt gesehen, seine Männlichkeit unter Beweis zu stellen, indem er andere Leute zusammenschlug. Seine Technik bestand darin, daß er auf jemanden – auf irgend jemanden – zuging und seinem Mitgefangenen eine

harte Rechte in den Bauch oder unters Kinn rammte. Dann fuhr er fort, auf sein Opfer einzuprügeln, bis der Betreffende sich entweder zur Wehr setzte oder die Flucht ergriff.

Enochs Anwesenheit im Schlafsaal war ein Problem für die übrigen Insassen. Freddy hatte sich, um das Problem zu lösen, mit ihm angefreundet und einen Fluchtplan ausgearbeitet, und Enoch hatte er erzählt, er könne den Behörden ein für allemal beweisen, was für ein Mann er sei, wenn er einfach ausbreche. Aus Preston auszubrechen, war nicht so schwierig, und mit Freddys Hilfe entkam Enoch mühelos. Er wurde vier Tage später in Oakland gefaßt, wo er versucht hatte, drei mexikanische Erntehelfer zu verprügeln und ihren Laster zu stehlen. Die drei überwältigten ihn, traten ihm seine verbliebenen Schneidezähne ein und übergaben ihn der Polizei. Enoch erzählte den Beamten in Preston, Freddy habe seinen Ausbruch für ihn geplant, und daraufhin wurde Freddy der Straferlaß gestrichen. Statt der zu erwartenden achtzehn Monate verbrachte er ganze drei Jahre dort. Darüber hinaus hatte er eine schwere Tracht Prügel eingesteckt, nachdem Enoch wieder nach Preston gebracht worden war.

Im Loch in San Quentin, wo es nicht völlig finster war – ein dünner Lichtstreifen kam unter der Tür durch –, dachte Freddy angestrengt über sein Leben nach. Sein Wunsch, anderen Gutes zu tun, war die Wurzel seiner Probleme gewesen und hatte sein Leben schlimmer statt angenehmer gemacht. Und wirklich geholfen hatte er dabei auch niemandem. Da beschloß er, sich nur noch um sich selbst zu kümmern.

Er gab das Rauchen auf. Wenn einem die Raucherlaubnis entzogen wird und man Nichtraucher ist, dann ist diese Strafe bedeutungslos. Als er wieder in den Hof durfte, reihte Freddy sich ruhig bei den Athleten ein, die dort täglich Eisen pumpten, und er arbeitete an seinem Geist ebenso wie an seinem Körper.

Er las jede Woche das *Time*-Magazin, und er abonnierte den *Reader's Digest*. Auch den Sex gab er auf und verkaufte seinen kleinen pummeligen Knaben, einen goldbraunen Chicano aus East Los Angeles, für acht Stangen Chesterfield und zweihundert Milky Ways. Für die Chesterfields (die Lieblingsmarke der schwarzen Gefangenen) und hundertfünfzig der Milky Ways bekam er eine Einzelzelle. Mit dem Machtgefüge unter den Gefangenen machte er seinen Frieden. Er hatte Selbstlosigkeit gegen Selbstsucht eingetauscht, hatte die Lektion gelernt, die jeder irgendwann lernen muß: Was ein Mann freiwillig aufgibt, kann man ihm nicht wegnehmen.

Jetzt war Freddy draußen. Wegen guter Führung hatten sie ihn nach drei Jahren entlassen, statt ihn die ganzen vier absitzen zu lassen. Sie brauchten Platz in San Quentin, und da zwei Drittel der Gefangenen als Psychopathen galten, konnte man ihm das nicht wirklich zur Last legen. Am Tag seiner Entlassung hatte der stellvertretende Direktor ihm den Rat gegeben, nicht nach Santa Barbara zurückzukehren, sondern Kalifornien zu verlassen und sich einen neuen Staat zu suchen.

»Auf diese Weise«, hatte der stellvertretende Direktor gesagt, »wird es, wenn sie dich wieder packen – und das werden sie –, in diesem speziellen Staat zumindest deine erste Straftat sein. Und vergiß nicht, Frenger – besonders glücklich warst du hier nie.«

Ein vernünftiger Rat. Nach drei erfolgreichen Raubüberfällen in San Francisco – mit seinen kräftigen Muskeln war es eine Kleinigkeit, jemandem den Arm auf den Rücken zu drehen und ihn mit dem Kopf gegen eine Mauer zu rammen – hatte Freddy dreitausend Meilen zwischen sich und Kalifornien gebracht.

Freddy ließ Wasser in die Wanne laufen und stellte die richtige Temperatur ein. Er zog sich aus und las dabei, was auf der Papptafel neben der Korridortür stand. Das Zimmer mußte bis mittags geräumt sein; damit hatte er vierundzwanzig Stunden Zeit. Er studierte den Fluchtweg und die Anweisungen für den Brandfall, nahm dann die Speisekarte für den Zimmerservice und ging damit ins Bad. Als die Wanne voll war, drehte er den Hahn zu. Er ging noch einmal hinaus an die Bar, füllte ein hohes Glas mit Eis und Ginger Ale und stieg in die Wanne, um die Karte zu lesen.

Er warf einen Blick auf das Speisenangebot und studierte dann die Weinkarte. Er konnte einen Wein nicht vom anderen unterscheiden, Jahrgänge sagten ihm nichts, aber die Preise verblüfften ihn. Die Vorstellung, einhundert Dollar für eine Flasche Wein zu zahlen – sei es auch mit einer gestohlenen Kreditkarte –, fand er unerhört. Der Gedanke ließ ihn außerdem vorsichtig werden. Er wußte, solange er nichts kaufte, was mehr als fünfzig Dollar kostete, würde kaum ein Verkäufer die 800er Nummer anrufen, um den Status der Kreditkarte zu überprüfen. Zumindest wäre es unüblich. Und in Hotels kamen sie normalerweise erst bei der Abreise dazu, die Karte zu überprüfen. Aber die Suite, die er genommen hatte, kostete hundertfünfunddreißig Dollar pro Tag. Nun, er würde sich darüber jetzt nicht den Kopf zerbrechen; und als er daran dachte, wie er Herman T. Gotlieb in einer kleinen Seitenstraße überfallen hatte, fühlte er sich gleich wieder ein wenig sicherer. Das war das Gute daran, wenn man Schwule überfiel: Der Polizei war es ziemlich egal, was denen passierte. Zumindest hatte Mr. Gotlieb eine schlimme Gehirnerschütterung, und er würde eine Zeitlang ziemlich verwirrt sein.

Freddy stieg aus der Wanne, trocknete sich mit einem goldgelben Badelaken ab und schlang es um die Taille. Er hätte sich

rasieren müssen, aber er hatte kein Rasierzeug; sein Gesicht war sauber, fühlte sich aber mit den blonden Stoppeln schmutzig an. Wieder sah er seine vollgestopfte Aalhautbrieftasche durch. Er hatte neunundsiebzig Dollar in Scheinen und ein bißchen Kleingeld. Seine Opfer in San Francisco hatten wenig Papiergeld bei sich gehabt. Er hatte sieben Kreditkarten, aber er würde ein bißchen Bargeld brauchen.

Er stellte den gestohlenen Cardin-Koffer auf den Beistelltisch. Er war abgeschlossen. Wenn ein Rasierapparat drin war, konnte Freddy sich rasieren. Er hatte kein Messer – vielleicht gab es irgendwelche Geräte in der Minibar. Ja, da war ein Korkezieher. Er brauchte fünf Minuten, um die beiden Schlösser zu knacken. Er klappte den Koffer auf und leckte sich die Lippen. Dies war immer ein spannender Augenblick – als öffnete man ein Überraschungspaket oder eine Wundertüte. Man wußte nie, was man finden würde.

Es waren Frauensachen: Nachthemden, Blusen, Röcke, Slipper und Schuhe, Größe sechseinhalb, in gestrickten Hüllen. Ein Cocktailkleid aus schwarzer Seide, Größe sieben, ein weicher blauer Kaschmirpulli, Größe sieben/acht, und eine faltbare Cardin-Sonnenbrille in einem Eidechsenetui. Lauter teure Dinge – aber kein Rasierapparat: Anscheinend pflegte die junge Mutter, der der Koffer gehört hatte, sich nicht die Beine zu rasieren.

Freddy rief beim Chef der Hotelpagen an und verlangte Pablo.

»Pablo«, sagte er, als der Hoteldiener sich meldete, »hier spricht Mr. Gotlieb in Sieben-siebzehn.«

»Ja, Sir.«

»Schicken Sie mir ein Mädchen herauf. Ein ziemlich kleines – Konfektionsgröße sieben oder acht.«

»Wie groß?«

»Weiß ich nicht genau. Wie groß ist Konfektionsgröße sieben oder acht?«